

6.3 Verschiebungen von Normalisierungen – persönliche Reflexionen zu praktischen Folgen aus den Erkenntnissen der Arbeit

Die Passion für das Forschungsthema dieser Arbeit nahm ihren Anfang in der Magisterarbeit der Autorin. Die Magisterarbeit – verfasst 2006 im Fach Soziologie – beschäftigt sich mit der Mediensozialisation Jugendlicher mit dem Schwerpunkt auf der Rezeption weiblicher Medienfiguren im TV durch jugendliche Mädchen. Damals fiel bei der Sichtung der Forschungs- und Literaturlage ins Auge, wie peripher die Studien, die sich mit dem Äußeren weiblicher Medienfiguren beschäftigen, die Seite der Aneignenden einbeziehen. Im- oder explizit wird fast immer kultivierungshypothetisch perspektiviert und der Medieninhalt als konstituierend für dessen Aneignung zugrunde gelegt; selbst in Untersuchungen mit subjektorientierter Perspektive. Und auch noch aktuell scheint es in der Forschungslandschaft so, als ob ein blinder Fleck verhindert, den reziproken Konnex von Medien, Gesellschaft und Subjekten zu perspektivieren. Dem inhärent ist, was in der Gesellschaft erlebbar wird: Dass so gut wie alles, was klassischerweise an Medientexten problematisiert wird, gesellschaftlichen Normalisierungen/Normalitäten entspricht.

Damit soll erklärtermaßen keinesfalls die Rolle, die Medien in unserer Gesellschaft spielen, bagatellisiert werden. Es ist keinesfalls gemeint, dass Medien nicht auch weiterhin analysiert, problematisiert und kritisiert werden sollten, bspw. die permanente Sichtbarkeit, die quantitative Exposition, die meist selbstverständlich gesetzt und der Problematisierung entzogen ist und so Wissensordnungen festigen kann (vgl. Posch 2009, Krause 2014). Aber damit im Zusammenhang wäre die Etablierung einer Perspektive konstruktiv, die Medientexte daraufhin befragt, inwieweit sie eine Art konzentrierte Kristallisation sozial geteilter Diskurse, gesellschaftlicher Verhältnisse, also eines »dominanten kulturellen Bilderrepertoires« (Maier 2010: 216) sind. Sexualisierung von Frauen, der Umgang mit sich selbst als wäre man ein Projekt, das es stetig zu führen gilt, die Disziplinierung des Körpers, Einschreibungen in Leistungsimperative, die Bedeutung von anerkennender Sichtbarkeit – das sind nur einige der Erscheinungen, die sich in *Germany's Next Topmodel* finden lassen, aber ebenso in der Gesellschaft. Die Befragung der medialen Manifestationen hin auf deren Äquivalente in gesellschaftlich-strukturellen Machtverhältnissen, die solche Bilder gebiert und aus denen sich Narrationen speisen, wird viel zu häufig dethematisiert.

Vermutlich liegt dies daran, dass die gesellschaftlichen Normalisierungen so normal, die Alltäglichkeit, in der sie uns begegnen, so selbstverständlich erscheinen. Vielleicht gestatten die Medien eine Art Sündenbockfunktion, die es ermöglicht, in der Opferhaltung zu bleiben und die Verantwortung zu externalisieren. Machen wir es uns doch selbst ein wenig unbequemer: Wie wäre es, wenn wir künftig unsere Lebenswelten auf diejenigen Erscheinungen prüfen, die uns in den Medientexten negativ auffallen? Dies kann einer von vielen Wegen sein, um Normalisierungen zu verschieben.

Normalisierungen verschieben und Möglichkeitsfelder erweitern – warum überhaupt? Um die Freiheit zu vergrößern, sein zu können, wie wir sind oder sein wollen, um Udenkbarem und Unsagbarem Raum zu schaffen, Exklusionsprozesse sichtbar zu machen und zurückzudrängen, die Bedeutung des Ökonomischen, die inzwischen so viele Bereiche der Gesellschaft erfasst hat und sich in zunehmenden Versagensängs-

ten, einem steigendem defizitären Blick auf sich selbst oder Vereinsamung durch Konkurrenzdruck ausdrücken kann. Die genannten Felder erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sie generieren sich aus den persönlichen Betroffenheiten der Autorin: jeder/jedem fallen hier vermutlich eigene Themen ein. Butler (2000) schreibt dazu: »To gain critical distance on the world in its givenness, there is a demand for philosophy, the demand of criticality itself to refuse the given as the extend of the possible.« (Ebd.: 267)

Verschiedene Wege stehen offen, Normalisierungen zu verschieben. Zwei davon, die vor allem in ihrer Verknüpfung gedeihen, sollen an dieser Stelle »angedacht« werden: Erstens der Zugang zu Normalisierungen über das *Wissen*, also eine kognitiv-analytische Bewusstwerdung darüber, was für Diskurse wir hervorbringen, die uns gleichzeitig beherrschen. Und zweitens der Zugang zu Normalisierungen über die leibliche Erfahrung.

Der Zugang via analytisch-kognitive Reflexionen und Bewusstheit führt über die Erkenntnis hegemonialer Diskurse. Ein hilfreicher Weg ist bspw., sich zu sensibilisieren, was legitimierungswürdig ist in unserer Gesellschaft, weil das i. d. R. dem Devianten, Stigmatisierten entspricht: Nicht zu arbeiten, als Frau (partiell inzwischen auch als Mann) nicht auf sein Gewicht zu achten und keinen Wert auf aussehensgebundene Praxen zu legen, nicht nach Wachstum zu streben, psychisch oder körperlich beeinträchtigt zu sein, keine Kinder zu haben, keinen Spaß an Sexualität zu haben, nicht eindeutig sichtbar weiblich oder männlich zu sein, nicht hellhäutig zu sein, nicht in einer Beziehung zu sein, Schwäche und Verletzlichkeit zu zeigen ...

Anhand des weiblichen Äußeren lässt sich paradigmatisch skizzieren, was für Potenzial der Erkenntnis innewohnt: Was in den Befunden dieser Arbeit sehr deutlich wird, ist, dass das (selbsthergestellte) Aussehen nicht nur Äußerlichkeit ist, sondern als *Repräsentation des Selbst* eng verknüpft mit Identität und untrennbar verbunden mit hegemonialen Diskursen, gesellschaftlichen Machtgefügen, die Selbsthervorbringung als imperativ – für fast alle Kontexte – erfordern. Medial sowie analog wird der (weibliche) Körper als zu kontrollierendes und optimierendes Arbeitsinstrument betrachtet, das konkurrenzziell eingesetzt wird als Mittel der Selbstverwirklichung und Selbstdarstellung, angepasst an die diffizilen normalisierten Ansprüche pluralisiert-differenzierter Lebenswelten. Ans Licht tritt hier die instrumentelle und verdinglichende Haltung zum eigenen Äußeren und Körper als stets zu kontrollierendes Objekt und Projekt. Treffend problematisiert Stach (2013): »Für den Körper als ein Zuhause und als ein Ort zweckfreier, eigenwilliger Sinnlichkeit gibt es keine Symbole.« (Ebd.: 133) Und auch keine Worte, ließe sich ergänzen. Auf der Basis dieses Bewusstseins entsteht der Raum für Reflexionen und Diskussionen der existierenden Zwänge für Frauen, die historisch-kulturell bedingt nach wie vor Gültigkeit besitzen. (Diese Forderung trifft selbstredend ebenso zu auf weitere macht-lose und strukturell benachteiligte Gruppen.) Praktisch umsetzen ließe sich das u. a. über weitere Forschungen in dem Bereich oder eine Beschäftigung mit Normalisierungen in der (niedrigschwelligen) pädagogischen Praxis, bspw. indem die Debatten rund um Zwänge der aussehensbezogenen Selbstsorge speziell für Mädchen und Frauen und das Befragen von (Schönheits-)Idealen auf implizite Machtverhältnisse (weiter) gestärkt werden in Bildungseinrichtungen, der Kinder- und Jugendarbeit und der öffentlichen Diskussion. Und mit der stetig steigenden Verflech-

tung der Online-Medien in unser aller Alltag ist natürlich weiterhin die Stärkung von Medienkompetenz von hoher Bedeutung. Denn auch hier lassen sich Normalisierungen finden, bspw. können wir uns fragen, warum wir die Momente, in denen wir zur Passivität gezwungen sind – Momente des Leerlaufs etwa beim Warten an der Supermarktkasse – nicht mehr mit Leere, Langeweile, „Zeitverlieren“ füllen mögen und stattdessen zum Smartphone greifen. Ist auch hier Leistungsideologie und der Mechanismus am Werk, unsere Zeit möglichst sinnvoll nutzen zu wollen?

Der zweite, ergänzende Zugang ist die leibliche Erfahrung. Dabei geht es darum, unsere leibliche Ebene zu stärken, indem wir (wieder) lernen, (auf) unseren Leib zu achten, statt unseren Körper zu kontrollieren (vgl. Plessner 1970). Bspw. indem wir unsere Gefühle und Empfindungen, unsere sinnlichen Erfahrungen, unser Erleben und Spüren in den Mittelpunkt stellen. Mit dem Trendthema Achtsamkeit hat dieser Zugang in den letzten Jahren bereits Einzug gehalten in die Gesellschaft¹⁵. Auch die Sexualtherapie weist in diese Richtung, wenn sie seit einigen Jahren in der Öffentlichkeit zunehmend hervorhebt, wie wichtig es ist, Sexualität wieder als ganzkörperliches (bzw. genaugenommen ganzleibliches) Erleben zu erleben. Und auch die Behandlung von Gefühlsblindheit weist in eine ähnliche Richtung.

In der Beforschung der leiblichen Dimension als Weg zur Veränderung von Normalitäten sind exemplarisch Alkemeyer und Villa hervorzuheben (Alkemeyer/Villa 2010, Villa 2013a), die Empfindungen und Widerständigkeiten auf körperlicher Ebene als Wegweiser untersuchen. Alkemeyer/Villa (2010) zeigen die »partielle Unverfügbarkeit« leiblicher Praxen (ebd.: 330) auf und deren Potenzial, a-normalisierte Subjektivierung hervorzubringen und darüber potenziell (Er)Neuerung. So etwa analysieren sie leibliche Praxen auf affektiv-somatische Reibungen, die auf »Kollisionen mit einem bereits erworbenen und verkörperten Erfahrungswissen« (Alkemeyer/Villa 2010: 331) hindeuten können. Denn die individuell-vereinzelten Akte haben in der Wiederholung und Vergemeinschaftung das Potenzial machtvoll-transformativ zu werden.

Außerhalb des Machtfeldes kann sich mit Foucault niemand bewegen. Aber Verschiebungen von Normalisierungen/Normalität sind möglich, da wir selbst diese herstellen. In jeder Handlung entsteht dieses Potenzial: Wir beziehen uns auf das empirisch Vorfindbare – resignifizieren dieses oder wandeln es ab. »Im Zwischenraum von zitierender Aufführung und der Fiktion eines Originals als Idealität lassen sich dann jene subversiven Praktiken ausmachen, die die Verschiebungen von Normalitätshorizonten denkbar werden lassen.« (Schröder/Wrana 2015: 21) So kann jede/r Einzelne den Raum für Veränderung schaffen, in jeder Handlung, jeder Interaktion liegt das Potenzial für Verschiebungen von Normalitätsfeldern.

15 Allerdings insofern bereits wieder »korrumpiert«, usurpiert vom Kapitalismus (vgl. van Dyk 2009), als dass Achtsamkeit als Technik für höhere Leistungsfähigkeit benutzt wird.